

Was du vergessen musst
Monika Lüthi

MONIKA LÜTHI

**WAS DU
VERGESSEN
MUSST**

Impressum

Was du vergessen musst
Sonderauflage, Juni 2024
Alle Rechte vorbehalten
© Monika Lüthi
c/o autorenglück.de
Franz-Mehring-Str. 15
01237 Dresden

Lektorat und Korrektorat: Astrid Töpfer, www.astrid-topfner.com

Covergestaltung: Christin Giessel, www.giessel-design.de

Buchsatz: Monika Lüthi, www.monika-luethi.com

Herstellung: Bookpress.eu, Lubelska, 37c, 10-408 Olsztyn, Polen

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung der Autorin unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung. Die Handlungen und alle handelnden Protagonisten sind frei erfunden. Jegliche Ähnlichkeit mit lebenden oder toten Personen wäre rein zufällig.

Für alle, die nach geplatzten Träumen weitergemacht haben.

Prolog

Da war ein Wimmern. Kaum hörbar, so weit war es entfernt, und doch eindeutig da. Ich wollte es ignorieren und mich auf Jans schwere Schritte hinter mir konzentrieren. Doch jedes Mal, wenn der Wind stärker über die zerklüftete Berglandschaft fegte, jammerte es lauter, als hätte sich die Stimme an ihn gehängt.

Ich schaute zu einem Felsvorsprung, zu den wild umherflatternden tibetanischen Gebetsfähnchen. Kam die Stimme von dort? Nein, zu weit weg.

Hörst du das auch?, wollte ich Jan fragen und blickte über die Schulter zurück. Aber hinter mir sah ich nur das kantige Gestein des Himalayas, Geröll, grau in grau, und den Abgrund, der sich neben dem Weg auftat.

Ich war völlig allein.

Mein Magen sackte ab, als würde ich steil eine Achterbahn hinabstürzen.

»Jan?« Meine Stimme wurde sofort von der nächsten kalten Bö zerrissen. Wo war er? Ich musste ihn suchen. Aber meine Beine bewegten sich nicht, als wären sie mit dem Schotter verschmolzen. Dunkle Wolken türmten sich hinter den Bergspitzen auf. Unendlich schnell breiteten sie sich

aus, bis sie den ganzen Himmel überzogen. Mit zitternden Händen klammerte ich mich an den Felsen und blickte dem Abgrund direkt ins Gesicht. In meinem Kopf drehte sich alles, immer schneller. Nur nicht stürzen.

»Ma-ma, Ma-ma.« Silbenartig drang die kindliche Stimme an mein Ohr. Das Jammern verwandelte sich in ein Weinen, das so tief in mein Herz eindrang, dass ich es nur schwer ertragen konnte. Ich sank auf den Boden, presste mich mit dem Rücken an die Felswand und hielt mir die Ohren zu. Nur der Wind verstummte, die Stimme nicht. Sie steckte tief in mir drinnen, jammerte und weinte, rief immer wieder, rief und rief.

»Hör auf!«, schrie ich. »Ich bin nicht deine Mama!«

Ama. Ama. Ama. Mein Echo hallte tausendfach zurück.

Dann Stille.

Als ich die Augen öffnete, herrschte um mich herum nur Dunkelheit. Der Boden unter meinen Händen bröckelte, löste sich auf. Hektisch suchte ich nach Halt und machte alles nur noch schlimmer. Immer größere Stücke brachen ab, verschwanden im Nichts. Ich kam ins Rutschen, ruderte mit den Armen. Dann sackte nicht nur mein Magen ab, sondern mein ganzer Körper.

Kapitel 1

Alles tat mir weh, als hätte ich wochenlang auf hartem Boden gelegen. Mein Mund war trocken, meine Augen verklebt. Trotzdem schaffte ich es, sie einen Spaltbreit zu öffnen. Ein abgedunkelter Raum. Gelbe Vorhänge rund um mich herum. Regelmäßiges Piepsen.

Eine Gestalt tauchte neben mir auf. Schwerfällig drehte ich den Kopf zur Seite. Eine Frau ohne Gesicht. Erst auf den zweiten Blick erkannte ich, dass sie eine Maske trug.

»Können Sie mich hören?«

Ich nickte schwach.»Was ...« *... ist passiert?*, wollte ich fragen, doch mir fehlte die Kraft. Zum Sprechen, zum Aufrichten, zum Atmen.

»Sie sind gestürzt.«

Gestürzt? Der Himalaya, die Gebetsfähnchen. Ich sah den Weg genau vor mir, den Schieferstein an den steil abfallenden Hängen und den Schotter unter meinen Füßen. Deswegen hatte ich genau aufgepasst, wo ich hintrat, und mich bei jeder Gelegenheit festgehalten. Das Bild verschwamm vor meinen Augen.

»Sie sind im Insepsital Bern.«

Blitze schossen durch meinen Kopf und ich zuckte zusammen. Wurde ich in die Schweiz rücktransportiert? Ich konnte

mich nicht konzentrieren. Jeder Gedanke war so unendlich ermüdend. Der Sog. Die Leere.

»Haben Sie Schmerzen?«, hörte ich noch, dann dämmerte ich weg.

Mein Schädel pochte, als würde jemand ununterbrochen darauf einhämmern. Ich blinzelte. Die gelben Vorhänge waren noch da, die Frau aber verschwunden. Vorsichtig hob ich den Kopf und blickte an mir hinunter. Ein verbundener Fuß blitzte unter der Decke hervor. Sofort wurde mir schwindlig und ich ließ mich zurücksinken. Hatte ich mir den Knöchel verstaucht? Aber deswegen landete man nicht im Krankenhaus. Das hatte sie doch gesagt, oder? Inselspital Bern.

Leere.

Ich wollte sie füllen, wusste aber nicht, womit. Auf der Suche nach Antworten schaute ich mich um. Neben mir standen Apparate, von denen ich nicht wusste, wozu sie dienten. Gelber Vorhang überall. Durch den winzigen Spalt hindurch erkannte ich ein Waschbecken. Ich war allein.

Plötzlich schoss mir ein Gedanke durch den Kopf, der tiefer ging als alle körperlichen Schmerzen zusammen. Meine Brust wurde eng, die Angst schnürte mir die Luft ab.

Wo war Jan?

War ihm etwas zugestoßen?

Bitte nicht. Alles, nur das nicht. Mit rasendem Herzen suchte ich nach einem Knopf. Es musste doch möglich sein, um Hilfe zu rufen! Ich tastete hastig die Matratze ab, dann das Kissen. Nichts.

»Jan«, wimmerte ich. »Bitte nicht Jan.«

Wie ein Film rauschte unser Leben an mir vorbei. Wie er im Blumenladen meines Vaters auftauchte, jeden Tag, bis ich

einwilligte, mit ihm auszugehen. Wie wir uns das erste Mal küssten und dabei mit den Schneidezähnen gegeneinanderprallten. Unsere Körper eng aneinandergedrückt, umringt von einem Meer aus Kerzen und Rosenblättern. Jan, meine erste und einzige Liebe. Ich wühlte in meinen Erinnerungen, fand nichts außer Fragen. Waren wir beide gestürzt? Hatte nur ich überlebt? Wenn es so wäre, würde ich mir das nie verzeihen können.

»Lena.« Die erleichterte Stimme kam vom Spalt im Vorhang.
»Du bist aufgewacht.«

Ich musste zweimal hinschauen, bis ich den Mann am Fuß meines Bettes erkannte.

»Jan!« Mein Ausruf hallte kehlig durch den Raum, bei Weitem nicht so euphorisch, wie ich mich bei Jans Anblick fühlte. Viel zu langsam legte er die Jacke über das Metallgestell am Bettende und stellte einen Pappbecher auf den Nachttisch. Als er nahe genug war, schlang ich die Arme um seinen Hals und zog ihn zu mir herunter. Tränen der Erleichterung brannten in meinen Augen. Jan war da, sein Herz schlug gegen meines, beide im selben Takt. Ich zog ihn noch enger an mich und badete in seinem vertrauten Duft nach Zitrusfrüchten. Eine halbe Ewigkeit hielten wir uns nur stumm fest.

Irgendwann löste sich Jan von mir, setzte sich auf die Bettkante und schaute mich an. Schlagartig wurde mir bewusst, was ihn auf den ersten Blick so fremd hatte erscheinen lassen: seine Frisur. Normalerweise stutzte er die dunklen Haare jede Woche auf wenige Millimeter. Jetzt trug er sie so lang, dass er sie ständig aus den Augen streichen musste.

»Ich hatte solche Angst, dass du nie wieder aufwachst.«

»Was ist passiert?«

»Du hast dir den Kopf aufgeschlagen.« Matt und müde klang er, als hätte jemand die Wiedergabegeschwindigkeit verlangsamt.

»Den Kopf aufgeschlagen?« Wie auf Kommando durchzuckte mich ein brennender Schmerz im Schädel. Instinktiv hob ich die Hand und berührte mein Haar. Aber statt der Locken fühlte ich nur rauhen Verband. Mein Blick glitt wieder nach unten. »Und der Fuß?«

»Eine Zerrung, glaube ich.«

»Wie lange war ich bewusstlos?«

»Zwei Tage.«

Er fixierte einen Punkt neben mir auf dem Kopfkissen. Die Erleichterung von vorhin wich einer Schwere, die sich tief in meinen Magen fraß. Der Mann vor mir sah nur auf den ersten Blick aus wie Jan, und das lag nicht an der Frisur. Das abenteuerlustige Leuchten in seinen Augen war einem matten Braun gewichen, die Arme hingen schlaff an seinem Körper hinunter. Er musste stundenlang an meinem Bett gewacht und selbst kaum Schlaf abbekommen haben.

Doch er wirkte nicht nur müde, da war noch etwas anderes in seinem Gesicht. War es Enttäuschung? Ich war mir nicht sicher. Warum sollte er enttäuscht sein?

Ich suchte in der Leere. Wie Puzzleteile schwebten Worte und Gefühle im Raum. Nepal. Sturz. Rücktransport in die Schweiz. Das ergab alles keinen Sinn. Trotzdem setzte ich das, was ich wusste, zu einem verwackelten Bild zusammen. Meinetwegen waren wir nach Nepal gereist, obwohl Jan lieber seine Karriere vorangetrieben hätte. Weil er nicht ohne mich sein konnte, hatte er seinen Job gekündigt. Und nun

hatte er beides verloren, den Job und die Reise. Ich presste eine Hand fest auf die Brust, als ob sich das schlechte Gewissen dadurch vertreiben ließe.

»Tut mir leid«, hauchte ich mehr, als dass ich es flüsterte.
»Ich wäre so gern mit dir weitergewandert.«

»Weiterwandern?« Nun bildete sich eine Falte zwischen seinen Augenbrauen.

»In Nepal?« Warum fragte er nach? Es kam mir so vor, als wäre nicht ich auf den Kopf gefallen, sondern er. »Meinetwegen mussten wir doch zurückkommen.«

»Wir waren nie in Nepal.«

»Nicht?« Verunsichert krallte ich meine Finger in die Decke. Ich hatte sie doch gesehen, die farbigen Fähnchen im Wind.

»Wie kommst du auf so was? Wir können doch Amelie nicht allein lassen.«

»Amelie?« Ich suchte in meinem Gedächtnis nach dem Namen. Nicht einmal ein weiteres Puzzleteil tauchte auf.
»Ich kenne keine Amelie.«

Nun starrte Jan mich an. Sein Mund klappte auf. »Veräppelst du mich?«

Mein Blick fiel auf seine Hand in seinem Schoß. Etwas Goldenes blitzte an seinem Finger auf.

»Was ist das für ein Ring?«, stammelte ich.

Jan folgte meinem Blick. »Wie meinst du das?«

Ich betrachtete meine eigenen Finger. Kein Ring. Wie lange war ich bewusstlos gewesen, hatte Jan gesagt? Hatte ich mich verhört und er hatte nicht Tage, sondern Jahre gesagt? Hatte er in der Zwischenzeit jemanden kennen gelernt? Der Gedanke drohte, mich zu ersticken.

»Wen hast du geheiratet?«

Zuerst vertiefte sich die Falte, doch dann verschwand sie von einem Moment auf den anderen, als hätte er plötzlich begriffen. »Oh, Lena.« Sein Gesichtsausdruck wurde sanft. »*Wir* haben geheiratet.«

Kapitel 2

Jan und ich hatten geheiratet. Meine Angst, ihn zu verlieren, verebbte schlagartig. Aber nur, um etwas anderem, noch Gewichtigerem Platz zu machen: dem Gefühl, etwas zu übersehen. Warum konnte ich mich nicht daran erinnern? Fieberhaft suchte ich nach den Bildern der Feier in meinem Kopf. Nicht ich, sondern Miriam tauchte im weißen Kleid vor dem Altar auf, ich nur mit einem Blumenstrauß daneben. Meine Schwester hatte geheiratet.

»Wann?«, krächzte ich. Dort, wo die Wunde sein musste, pochte mein Schädel schmerzhaft.

»Vor etwa eineinhalb Jahren.« Jan saß wieder auf meiner Bettkante und hielt meine Hand. Sie war so nass, dass ich mich fürchtete, seine könnte wegrutschen und er gleich mit ihr.

»Ich erinnere mich nicht daran.«

»Aber wie du heißt, weißt du noch?«

»Lena Schneider, wie könnte ich das vergessen?«

»Berger«, korrigierte er mich mit leise mitschwingendem Schmerz.

»Ich habe deinen Namen angenommen?«

Jan nickte.

»Welches Jahr haben wir?«

»2024.«

»Wie bitte?« Ich ließ die Zahl nachklingen und formte sie lautlos mit den Lippen. Zwei-tausend-vier-und-zwanzig. Eine Jahreszahl, die noch nicht geschrieben werden dürfte. Eine Welle der Übelkeit erfasste mich. »Das ist ein schlechter Scherz.«

Erst vor ein paar Tagen hatte ich einen Artikel mit 2022 datiert. Und doch wusste mein Herz, dass es stimmte. Die Leere und die Puzzlestücke dazwischen, die sich nicht ineinanderschieben ließen. Jan streckte mir zum Beweis sein Handy entgegen. Mein Blick wurde nicht von dem Datum, sondern vom Bild darunter angezogen. Es zeigte mich, strahlend und mit kinnlangem Haar. So hatte ich mich noch nie gesehen, weder im Spiegel noch auf Fotos. Auf meinem Schoß saß ein Baby mit speckigen Ärmchen, die es weit vom Körper gestreckt hatte. Winzige Locken kringelten sich auf dem ganzen Kopf.

»Wer ist das auf meinem Schoß?«

»Das ist Amelie.« Ein sanftes Lächeln breitete sich auf Jans Gesicht aus.

»Hat Miriam noch ein Kind bekommen?«

»Miriam?« Irritiert schaute er mich an. Dann schluckte er und schwieg, während Unbehagen in mir aufkeimte. Etwas stimmte ganz und gar nicht. Nach einer Ewigkeit sagte er: »Amelie ist unsere Tochter.«

Unsere Tochter. Die Worte hallten in meinen Ohren nach.

»Wovon redest du? Das kann nicht sein. Ich habe keine ...«

In meinem Kopf rotierte alles und machte es unmöglich, einen anständigen Satz zu formulieren. Ich nahm Jans Handy in die Hand und das Bild blitzte erneut auf. Dieses Baby. Es anzusehen, war, als würde ich in die Vergangenheit

blicken und mich selbst sehen. Das Kinn mit dem Grübchen. Die leicht mandelförmigen Augen. Geschockt starrte ich das Display an, auch noch, als es längst erloschen war und mein eigenes Gesicht spiegelte.

Angestrengt versuchte ich, mich an etwas zu erinnern, aber da waren keine Erinnerungen, die gefunden werden wollten.

»Ich verstehe nicht«, brachte ich knapp hervor. »Wir wollten doch nach Nepal.«

»Dazu ist es nicht mehr gekommen.«

Ich lag da, völlig regungslos. Die Wanderung im Himalaya hatte sich so real angefühlt. Ich hätte schwören können, wir wären dort gewesen. Dann war sie nur ein Traum gewesen. Ein Traum geblieben. Nepal mit seinen imposanten Gebirgen und den Farbtupfern schwebte davon, drehend, immer schneller, bis mir schwindlig wurde.

»Aber ... Wenn nicht in Nepal, wo bin ich dann verunfallt?«

»Du ...«

Weiter kam er nicht, der Vorhang wurde zur Seite geschoben.

»Guten Tag.« Eine Ärztin trat an mein Bett. Ein roter Pullover blitzte unter dem Kittel hervor, als sie einen Stuhl heranzog. »Sie sind wach, wie ich sehe. Wissen Sie, wie Sie heißen?«

»Lena Schnei...« Mitten im Wort hielt ich inne. »Berger.«

»Welchen Monat haben wir?«

»Das ist es ja, ich erinnere mich nicht.«

»Was ist das Letzte, woran Sie sich erinnern?«

Ich suchte nach der Antwort und zuckte zusammen vor Schmerz. Ein Bild blitzte auf. Ich in einer Buchhandlung,

vor mir lauter Reiseführer. Kalter Schweiß trat auf meine Stirn. »Ich habe so viel vergessen, ich ...« Luft. Mehr Luft. Warum öffnetе niemand das Fenster?

»Sie sind auf den Kopf gestürzt, da kann es durchaus passieren, dass Sie sich vorübergehend nicht an alles erinnern.« Die Ärztin lächelte, als wäre es völlig normal, dass ein Teil meines Lebens wie ausgelöscht war. »Können Sie den rechten Arm heben?«

Ich tat mechanisch, was sie verlangte, hob daraufhin auch den linken, unverletzten Fuß und streckte die Zunge raus.

»Sehr gut. Das CT war ebenfalls unauffällig.« Sie schob sich eine Haarsträhne hinterс Ohr.

»Wenn Sie nichts gefunden haben, warum erinnere ich mich nicht an die letzten zwei Jahre?«

»Das Gehirn ist ein komplexes Organ. Da ist nichts unmöglich. Und so eine Erinnerungslücke kann verschiedene Ursachen haben. Ein Sturz wie Ihrer oder eine psychologische Natur.«

Ich horchte auf. »Wie meinen Sie das?«

»In dem Fall würde Ihr Gehirn ein traumatisches Erlebnis verdrängen, um Sie zu schützen.«

»Was?«, hauchte ich. Was meinte sie damit? Sexueller Missbrauch, eine Vergewaltigung vielleicht? Ich getraute mich nicht, nachzufragen. Wie von selbst wanderte meine Hand zu Jans. Ich musste ihn spüren, um sicher zu sein, dass er sich nicht in Luft auflöste. Er regte sich nicht, starrte nur mit zusammengepressten Lippen die Ärztin an, als wollte er sie umbringen, weil sie mir eine solche Angst einjagte.

»Keine Sorge, dass ich es erwähne, heißt nicht automatisch, dass es wahrscheinlich ist«, fuhr sie fort. »Sie sind erst

gerade aufgewacht. Warten wir ab, ob die Erinnerungen von selbst zurückkommen.«

»Wann wird das sein?«

»Manchmal sind es Tage, manchmal Wochen oder Monate. Die meisten erinnern sich früher oder später, wenn sie wieder in der vertrauten Umgebung sind.«

»Die meisten?« Leben kehrte in Jan zurück. Er richtete sich auf, drückte meine Hand, sodass sie ein Stück aus seiner herausrutschte. Sofort schob ich sie zurück. »Was ist mit den anderen?«

»Na ja.« Die Ärztin lächelte wieder. Ich hatte noch nie einen Menschen getroffen, der es so gut beherrschte, in den unpassendsten Momenten zu lächeln. »Bei denen kehrt die Erinnerung nie zurück.«

Nie. Mir wurde flau im Magen. Allein die Vorstellung, für immer mit dem Loch in meiner Erinnerung zu leben, war unerträglich.

»Machen Sie Gedächtnisübungen, Memory zum Beispiel, dann werden Sie sich bestimmt bald erinnern. Wir behalten Sie ein paar Tage zur Beobachtung hier. Die Pflege verlegt Sie so rasch wie möglich auf die normale Station.«

Das Gespräch war beendet, nach gerade mal fünfzehn Minuten. Wenn sie sich nur so wenig Zeit für mich genommen hatte, schien ich ihr keine Sorgen zu bereiten. Aber etwas in mir zitterte unaufhörlich und ließ sich davon nicht beruhigen.

Sonnenstrahlen warfen Lichtstreifen auf mein Bett und auf ein weiteres direkt neben dem Fenster. Die Decke darauf war jungfräulich weiß, als wäre sie noch nie benutzt worden. Schlichte Gardinen mit Spitze, ein Waschbecken und neben

mir ein portabler Monitor, der stumm meinen Herzschlag aufzeichnete. Da war ich nun, in einem Doppelzimmer mit Einzelbelegung.

»Willst du dich umziehen?« Jan öffnete den Schrank direkt hinter ihm. Seine Haare fielen ihm bis in den Nacken, als er sich streckte, um im obersten Regal nach meinen Sachen zu tasten. »Vielleicht wenn du etwas Vertrautes riechst ...«

Etwas Vertrautes. Womöglich hatten meine Sachen schon den sterilen Krankenhausgeruch angenommen. Viel lieber würde ich meine Nase in Jans T-Shirt stecken und seinen Duft inhalieren. Jan durchsuchte den nächsten Schrank. Daraus holte er schließlich einen dunkelblauen Rucksack hervor.

»Ist das meiner?«

»Ja.« Ohne Aufforderung reichte er ihn mir. Ich fuhr mit den Fingern über die vergilbte Stoffblume am Reißverschluss und durchwühlte den Inhalt auf der Suche nach einer Erinnerungsstütze. Blasenpflaster, Taschentücher extra soft, ein Pflegestift, eine angebrochene Packung Schmerztabletten und Traubenzucker mit Himbeergeschmack. Die PET-Flasche im Seitenfach war halb mit Apfelschorle gefüllt. Im großen Fach fand ich ein Necessaire mit Zahnbürste, Zahnpasta, Kamm und Gesichtscreme, Unterwäsche, Wanderkleidung, Schlafanzug, Sonnencreme, Sonnenhut. Und eine Pillenpackung. Ich breitete alles auf der Bettdecke aus und betrachtete es. Der Inhalt deutete auf eine mehrtägige Wanderung hin.

»Wenn nicht in Nepal, wo ist es dann passiert?«, wiederholte ich die Frage, auf die Jan vorhin nicht antworten konnte.

»Hier, in den Alpen. Ich habe dich bewusstlos gefunden.«

»Du?« Ich löste den Blick von den Gegenständen und schaute stattdessen Jan an.

»Wir wollten uns im Restaurant bei der Gondelbahn treffen und den letzten Streckenabschnitt gemeinsam wandern, aber du bist nicht aufgetaucht. Ans Handy bist du auch nicht gegangen. Deswegen habe ich dich gesucht. Ich habe mir solche Sorgen gemacht!«

Tränen traten in seine Augen.

»O Jan.« Ich streckte meine Arme nach ihm aus und zog ihn an mich. »Alles ist gut.«

Aber ich machte mir etwas vor. Nichts war gut. Ich erinnerte mich nicht. Nicht einmal daran, wie ich all die Dinge vor mir gepackt hatte. Ich ließ Jan los und starrte auf die Decke. Etwas fehlte. Da fiel es mir ein: mein Handy. Wo war mein Handy? Im Rucksack jedenfalls nicht. Ich reckte mich, zog den Nachttisch näher zu mir und öffnete die Schublade. Darin lag nur eine Bibel.

»Hast du mein Handy gesehen?«

»Ich schaue im anderen Schrank nach.« Jan erhob sich, durchsuchte ihn, fand nur einen Plastikbeutel mit meinem Ehering und einer Halskette, die mir Miriam zur Konfirmation geschenkt hatte. »Hier ist es nicht.«

»Seltsam.« Ich kniff die Augen zusammen und versuchte mich zu erinnern, wo ich es zuletzt gesehen hatte. Gähnende Leere. Immer nur diese verdammte Leere.

»Wenn du magst, spreche ich die Krankenschwestern darauf an. Vielleicht liegt es in der Notaufnahme.«

»Das wäre lieb.« Langsam richtete ich mich auf. »Ich muss mal ins Bad.«

Ich berührte mit den Zehen den Boden, dann mit der ganzen Fußfläche. Wie zwei schlabbrige Gummischlangen wabbelten meine Beine, als ich einen ersten unsicheren Schritt machte. Mein gezerrter Fuß, eingequetscht in der

Stütze, hielt stand. Aber die Wunde am Kopf pochte heiß, der Schmerz vernebelte mir die Sicht. Ich hielt inne, blinzelte mehrmals.

»Soll ich dir helfen?« Jan streckte die Arme aus.

»Nein danke, es geht schon.« Ich hätte Hilfe nötig gehabt, aber ich wollte einen Moment allein sein.

Mühsam schlurfte ich ins Bad, stützte mich mit den Unterarmen am Becken ab und wusch mir die Hände. Zuerst waren sie weiß vor Schaum und dann rot, weil ich sie zu ruppig abtrocknete. Eine Weile bewegte ich mich nicht und starrte auf die grünen Fliesen.

Als Journalistin hatte ich Menschen zu zig unterschiedlichen Themen interviewt. Promis, Sportler, Politiker, Ärzte. Ich war es gewohnt, von einem Thema zum nächsten zu springen. Wenn ich die ersten Sätze eines von mir geschriebenen Artikels las, wusste ich sofort, ob er mir leicht von der Hand gegangen war oder ob ich stundenlang daran gesessen und doch kein Wort getippt hatte. Nun war mein Kopf leer. Zwei Jahre einfach weg.

Ich schaute auf und betrachtete die Frau im Spiegel. So sah ich also mit dreißig aus: ein weiches Gesicht mit Brauen, die mal wieder gezupft werden sollten. Mandelaugen, die mich müde anschauten. Das Bild des Babys blitzte vor mir auf. Aus einem Impuls heraus öffnete ich den Knopf des Krankenhaushemdes. Lautlos glitt es zu Boden und offenbarte mir einen Körper, den ich nicht wiedererkannte. Silberne Streifen verteilten sich rund um meinen Bauch. Ich war tatsächlich schwanger gewesen. Und ich hatte dieses Kind bekommen. Der Gedanke war so unerträglich wie die Hitze, die sich in mir ausbreitete. Hatte ich ein Geburtstrauma erlitten? Konnte ich mich deswegen nicht erinnern? Oder vielleicht

wehrte sich mein Unterbewusstsein so sehr dagegen, Mutter zu sein, dass es alles, was damit zusammenhing, verdrängte. Meine Unterlippe zitterte. Bevor es in Weinen ausartete, spritzte ich mir Wasser ins Gesicht. Aber der Gedanke an das Baby ließ sich nicht abwaschen.

Kapitel 3

Jan trat so fest aufs Gaspedal, dass ich in das Leder des Sitzes gedrückt wurde. Mein Kopf pochte schon wieder und sofort wurde mir schwindlig. Ich klammerte mich an den Türgriff und fokussierte meinen Blick. Die vorbeirasende Welt außerhalb des Autos wurde scharf. Nur in mir war nach wie vor alles verschwommen. Vor einer Stunde wurde ich entlassen – knapp eine Woche nach dem Sturz. Doch nach wie vor erinnerte ich mich nicht an die letzten beiden Jahre. Jedes Mal, wenn ich das Gefühl hatte, eine Erinnerung suchte sich den Weg an die Oberfläche, verpuffte sie wieder, als wäre sie nie da gewesen. Keine einzige bekam ich zu fassen.

Die Gegend wurde ländlicher, je weiter wir uns vom Krankenhaus entfernten. Das Dunkelgrün der Bäume reckte sich der Sonne entgegen, auf den Feldern verfärbten sich Weizen und Gerste allmählich gelb. Ich betrachtete Jans Profil. Mit den Fingern trommelte er auf dem Lenkrad herum, dabei lief nicht einmal Musik. Was machte ihn so nervös? Hatte er Angst, ich würde mich auch beim Betreten der Wohnung an nichts erinnern? Seine Unruhe übertrug sich auf mich. Ich faltete meine Hände, legte sie flach auf meine Oberschenkel, nur um sie Sekunden später in den Armbeugen zu verstecken.

»Wir sind gleich da.« Ein paar Abzweigungen später parkte Jan das Fahrzeug vor einer Siedlung aus Beton, direkt neben einem dunkelblauen VW Golf. Meinem VW Golf. Wenigstens etwas, das mir vertraut war. Dieses Gefühl wurde jedoch jäh durchbrochen, als ich in das Innere des Autos spähte. Da war etwas auf dem Polster, das dort nicht hingehörte: ein leuchtend roter Kindersitz.

Sofort lief ein Film vor meinem inneren Auge ab. Ein Baby mit einem fast zahnlosen Grinsen, die Patschhändchen im Mund, mit den Beinen strampelnd. War das eine Erinnerung oder reimte sich mein Kopf die Bilder aus Jans Foto zusammen?

»Lena?«

Ich riss den Blick vom Kindersitz los. Jan hatte die Beifahrtür geöffnet und sich zu mir heruntergebeugt. Eine Haarsträhne fiel in seine Stirn.

»Wie?«

»Ich habe gefragt, ob ich dir helfen soll.«

»Nein danke. Das schaffe ich allein.« Mit einer Hand stützte ich mich am Polster ab und stand auf. Sofort bereute ich meinen Elan, denn alles um mich herum drehte sich. Ich blinzelte ein paar Mal. Das Schwindelgefühl verschwand.

Ich schaute mich um. In der Grünanlage neben den Betonblöcken kletterten zwei Kinder dicht hintereinander die Rutsche hoch. Eine Schaukel baumelte leer am Ast einer Eiche. Die Gegend wirkte friedlich. Familienfreundlich. Gleichzeitig fühlte es sich nicht wie ein Nachhausekommen an, sondern wie ein Besuch bei entfernten Verwandten. Nur der Blumenstrauß und die Flasche Wein fehlten.

Vorsichtig humpelte ich hinter Jan über einen mit Steinplatten belegten Weg. Sechs Briefkästen reiheten sich aneinander

und zeigten, dass hier mehr Menschen wohnten, als ich erwartet hatte. Ich blickte über die Schulter zu meinem Auto. Am liebsten wäre ich sofort eingestiegen und weggefahren, zu meinem Elternhaus auf dem Land mit ausladendem Vordach und Geranien auf dem Balkon. In ein Zuhause, das ich kannte.

»Bist du bereit?« Jan wartete, bis ich ihn ansah und nickte. Sein Schlüssel passte ins Schloss. Natürlich, was hatte ich erwartet? Wir wohnten jetzt hier, in einem dieser Betonklötze. Dann öffnete er das Tor zu meiner Vergangenheit.

»Willkommen zu Hause.« Jan lächelte unsicher und überließ mir den Vortritt.

Der Geruch nach Möbeln schwebte mir entgegen, als hätte hier wochenlang niemand gewohnt. Ich putzte die Schuhe am Fußabtreter ab und machte einen Schritt über die Schwelle. Noch einen und noch einen, bis ich in der Wohnung stand. Und die war riesig, wenn man von einem Raum auf den Rest schließen konnte. Mein Blick fiel auf das Sideboard unmittelbar neben dem Eingang. Briefe stachen mir ins Auge, mit Lena Berger beschriftet. Seltsam fremd wirkten sie, als wären sie an eine Namensvetterin adressiert. Daneben thronte, inmitten aalglatter, aufgeräumter Perfektion, ein uralter Bilderahmen mit Muscheln dekoriert, darin ein Foto von Miriam und mir als Kinder. Ich hatte ihn im Kindergarten für unsere Mutter gebastelt, kurz bevor ... In meinen Augen brannte es, aber ich erlaubte den Tränen nicht, an die Oberfläche zu gelangen. Ich schüttelte den Gedanken ab, bevor er sich in mir festbeißen konnte, und verstaute den Bilderrahmen liegend in einer der Schubladen. Als ich mich umdrehte, stand Jan immer noch neben der Tür und musterte mich.

»Alles in Ordnung?«

»Ja, ja, es ist nur ... Es ist groß.«

»Das sind die meisten Eigentumswohnungen.«

»Wir haben sie gekauft?« Ungläubig starrte ich ihn an.

Er lächelte. »Wir brauchen Platz für uns. Und für Amelie. Miriam bringt sie übrigens später vorbei.«

Amelie. Meine Tochter. Amelie war *meine* Tochter. Es war, als müsste ich es immer wieder sagen, um es zu begreifen. Ich ließ mich auf dem Sofa nieder und lenkte meine Aufmerksamkeit auf all die Gegenstände, die ich nicht kannte: die Absperrung am Fuß der Treppe zur Galerie. Das Laufgitter beim Kamin. Der Kinderstuhl neben dem Esstisch. Ich suchte nach mehr. Nach dem Mädchen, das nicht hier war, und landete erneut beim Kinderstuhl.

»Und?« Wieder trommelte Jan mit den Fingern, diesmal auf den Oberschenkel. Ich war mir nicht sicher, was dieses »Und« bedeutete. Und, gefällt dir die Wohnung? Und, erinnerst du dich wieder? Und, was machen wir jetzt?

»Wir haben einen guten Geschmack«, sagte ich und zuckte hilflos mit den Schultern.

»Das wird schon.« Er hörte auf zu trommeln und wischte mit der Handfläche über die Jeans. »Alles zu seiner Zeit.«

Also doch die Erinnerung. Auch ich hatte gehofft, dass der Anblick der Wohnung etwas in mir auslösen würde. Wenigstens das Gefühl, dass ich hierhergehörte. Stattdessen war der einzige vertraute Gegenstand ein Bilderrahmen aus einer Zeit, die ich lieber vergessen hätte. Ein beklemmendes Gefühl schlich sich in meine Brust und schrie laut: *Das ist nicht dein Leben!*

Jan setzte sich neben mich. Durch sein Gewicht auf dem Polster sank ich fast automatisch in seine Arme. Ich lehnte

meinen Kopf an seine Schulter und atmete seinen Duft ein. Wohltuend vertraut. Eine Weile blieben wir eng umschlungen sitzen und bewegten uns nicht. Jans Wärme übertrug sich auf mich, meine Muskeln lösten sich aus ihrer Verkrampfung. Ich könnte ewig hier sitzen bleiben und so tun, als wären wir beide das Einzige, was zählte. Als wäre es egal, dass ein Teil meines Lebens irgendwo in meinem Gedächtnis herumdümpelte und sich nicht einfangen ließ. Zwei Jahre, was war das schon? Nichts im Vergleich zur Dauer eines ganzen Lebens. Und doch war in dieser Zeit alles passiert. Jan und ich hatten geheiratet, eine Wohnung gekauft und ein Kind bekommen.

Schon bald würde ich mich wieder erinnern, hatte die Ärztin gesagt, daran klammerte ich mich fest. Musste mich mit aller Kraft daran festklammern, sonst würde ich verzweifeln.

Ich starrte aus dem Fenster auf den Betonblock gegenüber und richtete mich auf. Er war so nah, dass man kaum den Himmel sah.

»Was ist mit der Aussicht auf die Berge?«

»Andere Kriterien haben mehr Gewicht erhalten.«

»Zum Beispiel?«

»Der Hobbyraum im Keller.«

»Im Ernst?« Ich erinnerte mich daran, dass Jan sich schon vor langer Zeit einen Hobbyraum gewünscht hatte, wo er in Ruhe experimentieren konnte.

»Auch. Viel wichtiger waren uns aber die Anzahl Zimmer, ein guter Anschluss an den öffentlichen Verkehr.« Er sprach langsamer. »Die Nähe zu Schulen und Spielplätzen, ein familienfreundliches Viertel.«

Schulen. Spielplätze. Alles Entscheidungen, die wir im Sinne eines heranwachsenden Kindes getroffen hatten und

nicht für uns. Ich knetete meine Hände. Verzicht. Schon jetzt machte er sich bemerkbar.

»Außerdem war die Wohnung sehr preiswert«, fügte Jan hinzu, als müsste er mich davon überzeugen, dass der Kauf die richtige Entscheidung gewesen war. »Mein Onkel hat sie uns frisch renoviert überlassen, nachdem seine Mutter verstorben war. Wir konnten sofort einziehen.«

Ein Klingeln durchbrach unser Gespräch. Jan schoss vom Sofa hoch. »Das ist Miriam.«

Miriam. Und sie war nicht allein. Hart und unermüdlich schlug mein Herz gegen meine Brust und pumpte das Blut durch meinen ganzen Körper. Ich spürte es in den Händen, Füßen und in meinem Gesicht pulsieren und wagte es kaum, zu blinzeln. Das ging zu schnell. Erst vor ein paar Minuten war ich in meinem neuen Leben angekommen. Für das, was jetzt kommen würde, war ich noch nicht bereit.

Jan hatte die Haustür einen Spaltbreit geöffnet und wartete. Das Licht im Treppenhaus schaltete sich ein. Kindergebrabbel hallte bis in die Wohnung. Es wurde lauter, kam näher, bis es vor unserer Tür plötzlich aufhörte.

Ich hatte alles gesehen: den Autositz, das Foto auf Jans Handy, die silbernen Streifen auf meinem Bauch. Die Fakten waren unverfälscht klar: Vor knapp einem Jahr hatte ich ein Kind geboren. In meinem Kopf aber war ich kurz davor, den Rucksack zu packen und nach Nepal zu reisen. Mir war schwindlig und übel, beides gleichzeitig. Jan schob die Haustür ganz auf und Miriam trat mit Amelie auf dem Arm ein. Im ersten Moment erstarrte ich. Das war nicht das Baby auf Jans Handy, sondern fast schon ein kleines Mädchen. Die Patschhändchen, die sich an Miriams Bluse festklammerten, waren aber dieselben.

»Amelie, schau, wer wieder da ist.« Mit dem Zeigefinger deutete Miriam in meine Richtung.

Amelie drehte den Kopf und blickte suchend umher. Ein Strahlen erhellte den Raum, als sie mich entdeckte.

»Mama«, brabbelte sie, wand sich aus Miriams Armen und krabbelte in einer Geschwindigkeit, die man von einem so kleinen Kind nicht erwarten würde, auf mich zu. Bei meinen Füßen angekommen, zog sie sich an meinem Hosenbein hoch. Wie aus einem Reflex hockte ich auf den Teppich, ließ es zu, dass sie auf meinen Schoß kletterte und sich an mich schmiegte. Ihr kleiner Körper passte perfekt zu meinem, als würde sie genau hierhin gehören. Zu mir. Ungläubig starrte ich auf das feine Haar und die winzige Nase. Ein seltsam warmes Gefühl wollte in meine Brust kriechen, aber ich ließ es nicht herein.

»Diese Wanderung war eine dumme Idee, Magdalena Maria.«

Ich schaute auf und musste zweimal blinzeln, bis ich Miriams Gesicht scharf sah. Bei ihrem Anblick schnappte ich nach Luft. Was Jan und ich in den letzten Jahren nicht gealtert waren, war Miriam dafür umso mehr. Dabei war sie nur sechs Jahre älter als ich. Ich musterte die Krähenfüße, die sich wie Fächer in ihren Augenwinkeln ausbreiteten, ihr Haar, streng zu einem Dutt zurückgebunden, die schmalen Lippen, wütend aufeinandergepresst. Dieser verärgerte Ausdruck auf ihrem Gesicht war mir nur zu vertraut. Gleich würde es aus ihr herausplatzen. Drei, zwei, eins ...

»Herrgott, du hast ein Kind! Du kannst nicht mehr tun und lassen, was du willst. Stell dir vor, was hätte passieren können. Was, wenn du nicht mehr aufgewacht wärst? Amelie braucht dich. Hast du dir darüber schon mal Gedanken gemacht?«

Ich ließ die Beschimpfungen auf mich niederprasseln. Mit jedem Wort sank ich ein Stück mehr in mich zusammen. Ja, ich hatte ein Kind. Und ich konnte mir beim besten Willen nicht vorstellen, was mich dazu bewogen hatte, eins zu bekommen. Ich hatte bei Miriam hautnah erlebt, wie es war, Mutter zu sein. Man hatte keine freie Minute mehr für sich, immer stand der Nachwuchs an erster Stelle. Jahrelang. Vielleicht sogar ein Leben lang. Nun lastete die Verantwortung eines eigenen Kindes schwer auf mir und drückte mich zu Boden. Dabei wollte ich frei und unbeschwert durchs Leben gehen, spontan sein, mich um niemanden sorgen müssen. Ich atmete langsam und bewusst, konzentrierte mich auf den Luftstrom, der durch die Nase hinein- und durch den Mund hinausströmte.

Miriam stemmte die Hände in die Hüften und atmete geräuschvoll aus. Ihr Mund stand offen, als wollte sie mir noch mehr an den Kopf werfen. Dinge, die ich längst wusste, auch wenn Miriam dazu neigte, zu dramatisieren. Normalerweise würde ich ihr genau das entgegenschleudern. Sie anschreien, sie solle aufhören, mich zu bemuttern, und sich stattdessen um ihren eigenen Kram kümmern, schließlich habe sie genug davon. Mir fehlte die Kraft, mich zu verteidigen. Genau das schien ihr den Wind aus den Segeln zu nehmen.

»Amelie ist müde«, sagte sie matt und seufzte. »Du solltest sie gleich ins Bett bringen.«

»Ich mache das.« Jan umfasste Amelie mit beiden Händen und zog sie von mir hinunter, sichtbar erleichtert, einen Grund zu haben, von uns wegzukommen. Sie schrie, schlug mit Händen und Füßen um sich, als er sie in ein anderes Zimmer trug. Ich schwankte zwischen Erleichterung, meinen Körper wieder für mich zu haben, und dem Drang, Amelie

an mich zu reißen und festzuhalten. Wie erstarrt lauschte ich dem herzerreißenden Jammern in allen Tonlagen. Un-erträglich, genau wie in diesem seltsamen Traum, kurz bevor ich aufgewacht war. Unendlich lange quengelte sie. Gerade, als ich es nicht mehr aushielt und mir die Ohren zuhalten wollte, wurde es still. Jan hatte sie beruhigt.

Miriam kniete sich zu mir, die Hände auf den geblühten Rock gelegt. Rosen, ihre Lieblingsblumen. Wir mussten ein seltsames Bild abgeben, beide auf dem kalten Boden, wo hinter uns ein leeres Sofa darauf wartete, benutzt zu werden.

»Jan hat mir erzählt, dass du dich nicht erinnerst«, begann sie zögerlich.

»Ja.«

»Aber wer ich bin, weißt du noch, oder?«

»Natürlich weiß ich das. Bald werde ich mich auch an die letzten zwei Jahre erinnern. Die Ärztin meinte, das würde von allein geschehen, wenn ich wieder in meiner gewohnten Umgebung bin.«

Mit unergründlichen Augen musterte sie mich. Sekundenlang. Ein Störgefühl schlich sich in meinen Bauch und drückte gegen den Bund meiner Hose. Hatte ich mit meinem Gedächtnis auch die Fähigkeit verloren, in ihrem Gesicht zu lesen, was ihr durch den Kopf ging? Oder war sie mit den Jahren besser geworden, ihre Gefühle nicht mehr offen zur Schau zu tragen? Plötzlich schnellte sie nach vorn, und ehe ich realisierte, was geschah, lag sie in meinen Armen. Ihre Brust drückte sich warm und fest an meine.

»Ich will nur das Beste für dich«, flüsterte sie mir ins Ohr.
»Das weißt du doch, oder?«

Ja, sie wollte immer nur das Beste für mich. Sie, die seit unserer Kindheit mehr Mutter als große Schwester gewesen war.

Jan räusperte sich. Ich blickte auf. Er lehnte sich an die Kücheninsel, die Arme verschränkt. »Amelie liegt im Bett, aber sie ist noch wach. Wahrscheinlich schläft sie bald von allein ein.«

»Ihr habt echt Glück«, entfuhr es Miriam. »Ich wünschte, meine Kinder würden ohne Hilfe einschlafen. Stattdessen kriechen sie jeden Abend in mein Bett, sodass ich kaum Platz darin finde.«

»Du hättest es ihnen nie erlauben sollen.« Mit einem schadenfrohen Grinsen taxierte Jan sie.

»Und mir nächtelang das Geschrei aus dem Kinderzimmer anhören? Nein danke, dann doch lieber ein Familienbett.« Miriam rappelte sich schwerfällig auf. »Ich schaue mal, ob Ralf mit der Rasselbande klarkommt. Vielleicht geben sie sich ausnahmsweise mit ihrem Vater zufrieden.« Sie wandte sich wieder mir zu. »Wenn du meine Hilfe brauchst, weißt du ja, wo du mich findest.«

Ich nickte und sparte mir die Frage, ob ich das tatsächlich wusste. Später würde ich Jan danach fragen.

»Danke, Miriam.« Jan legte seine Hand auf ihre Schulter, eine Spur zu lang. »Für alles.«

»Gott behüte euch.«

Miriam's Schritte hallten im Treppenhaus wider. Die Tür war einen Spaltbreit offen geblieben, nachdem sie hinausgetreten war, wie ein Notausgang. Jan schlug sie zu und schloss ab.